

wahl der Themen. Insbesondere wäre zu wünschen, daß noch drei Themenreihen in derselben Art behandelt würden: die Stellung der *École française*, die Herz-Jesu-Theologie der neueren Herz-Jesu-Kongregationen und die Bedeutung der Enzyklika *Haurietis aquas* für die theologische Klärung des Gegenstandes der Andacht unter besonderer Berücksichtigung der Wissenschaftler, die in der Herz-Jesu-Theologie in den letzten hundert Jahren Rang und Namen hatten. Angezeigt erscheint auch ein Wort über die Stellung der Kirche zu den beglückenden Mysterien des Lebens Christi in der Herz-Jesu-Verehrung und noch stärker, als es geschehen ist, die Auseinandersetzung mit den heute bevorzugten Frömmigkeitsformen. Die Wünsche aber können den Wert des Werkes nicht mindern, höchstens sollten sie einen dritten Band anregen, der vertiefen könnte, was die Gesamtlinie des Kommentarwerks ausmacht: die objektive Bedeutung der Herz-Jesu-Verehrung und den subjektiven Eifer für die Ausbreitung des Reiches des Herzens Jesu, das ein Reich der Liebe ist.

## Probleme der katholischen Kirchenmusik

Die Abteilung „Katholische Kirchenmusik“ des „Instituts für neue Musik und Musikerziehung“ in Darmstadt fand bei der diesjährigen Tagung des Instituts vom 6. bis 11. Juni besondere Beachtung. Unter Leitung von Helmut Hucce, Frankfurt a. M., umfaßte das Programm der Abteilung außer vier Vorträgen, die zeitlich auf die Vorträge der Abteilung Evangelische Kirchenmusik abgestimmt waren, einen Kurs für Orgelimpromvisation (J. F. Doppelbauer, Wels), Übungen und Konzerte. Außerdem war den Teilnehmern Gelegenheit gegeben, an Veranstaltungen im Rahmen des allgemeinen Tagungsprogramms (Kongreß „Geschichtliche Kräfte und Historismus im Musikleben der Gegenwart“, zahlreiche Kurse und Seminare, darunter „Orchesterleitung“, „Chorleitung“, „Stimmbildung“ u. a.) teilzunehmen.

In den vier Vorträgen der Abteilung „Katholische Kirchenmusik“ sprachen Prior Eucharius Zenzen OSB, Trier, über „Fragen des Liturgikers an die Kirchenmusik“, Helmut Hucce über „Der Gregorianische Gesang heute“, Joseph Gelineau SJ, Paris, über „Die Psalmen als Gesang des christlichen Volkes“ und Domkapellmeister Erhard Quack, Speyer, über „Eine neue Psalmodie in deutscher Sprache“.

Prior Zenzen umriß in seinem Vortrag die Grundvoraussetzungen kirchlichen Musizierens und gab sodann eine Interpretation der *Instructio* über die Kirchenmusik und die Liturgie vom 3. 9. 1958. Sie repräsentiere die jüngste Zusammenfassung einer jahrhundertelangen Entwicklung und bringe sie auf den Stand der heutigen Zeit. Die *Instructio* stelle Aufgaben und biete Möglichkeiten, in die die Praxis erst noch hineinwachsen müsse. Das wurde an verschiedenen Formen der Meßfeier, an Stundengebet und Prozessionen aufgezeigt.

### *Der Gregorianische Gesang heute*

Helmut Hucce ging in seinem Vortrag vom Thema des mit der Tagung verbundenen Kongresses „Geschichtliche Kräfte und Historismus im Musikleben der Gegenwart“ aus, das den katholischen Kirchenmusiker zwingt, sich auch mit dem Gregorianischen Gesang der in diesem

Thema ausgesprochenen Frage zu stellen. Der Gregorianische Gesang sei ein Sonderfall des Nachlebens alter Musik in der Gegenwart: Er ist älter als alle andere „alte Musik“, was vielerlei Sonderprobleme mit sich bringt. Es handelt sich bei seiner Wiedergewinnung nicht um eine Wiedergewinnung für Kenner und Liebhaber, für den Konzertsaal, sondern für den öffentlichen Kultus der Kirche, für den Kirchenchor und für das Volk, das nicht um der Musik willen, sondern um des Mitvollzugs der Liturgie willen Hörer ist; der Gregorianische Gesang ist endlich der offizielle liturgische Gesang der Kirche des römischen Ritus. Seine Geschichte ist mit der der Liturgie eng verknüpft und ist im Grunde selbst Liturgiegeschichte. So gehe es beim Gregorianischen Gesang niemals nur um musikalische und musikhistorische Fragen, sondern gleichzeitig um liturgische, liturgiegeschichtliche, kirchenrechtliche. Schon die Antriebe zur Choralrestauration im 19. Jahrhundert lagen nicht so sehr in der Unzufriedenheit mit der musikalischen Gegenwart. Mit der Sehnsucht nach „der alten, echten, unverdorbenen Kirchenmusik“ ist der Wunsch zur liturgischen Erneuerung, zur religiösen Erneuerung überhaupt, das Verlangen nach dem „omnia instaurare in Christo“ untrennbar verbunden. Freilich sah man damals nicht die historischen Perspektiven der Liturgie und des Gregorianischen Gesangs. Man vermeinte, das Antiphonar des heiligen Gregor und in ihm einen Urzustand wiederfinden zu können. Heute ist die Choralforschung sehr viel bescheidener geworden. In der kritischen Ausgabe des *Graduale Romanum*, die in Solesmes in Arbeit ist, hofft man, die älteste erreichbare Gestalt des *Graduale* etwa unter Gregor III., wie sie der Ausbreitung des Gregorianischen Gesangs im Frankenreich unter Pippin dem Kurzen in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts zugrunde lag, zu erschließen. Und das „gregorianische“ Repertorium beginnt man immer mehr als etwas in Jahrhunderten Gewordenes, sehr verschiedene Stile Umfassendes zu begreifen. Darin stehen schlichte Elemente, die zum Teil noch in vorgregorianische Zeit zurückreichen, neben hochentwickelter Kunst, die vornehmlich auf die Glanzzeit der römischen *Schola cantorum* im 7./8. Jahrhundert und auf fränkische Sänger zurückgeht, und neben hoch- und spätmittelalterlichen Schöpfungen. Ein „Repertoirebewußtsein“ hat sich erst allmählich entwickelt.

Hucce gab sodann einen Überblick über die Probleme, die insbesondere Rhythmus und Vortrag des Gregorianischen Gesangs beim gegenwärtigen Stand der Forschung bieten. Von dem so gewonnenen Bild des Gregorianischen Gesangs aus stellte er dann die Frage nach dem Gregorianischen Gesang heute: Sei der Gregorianische Gesang eine durch seine Zeit bedingte, nur in seiner Zeit zu begreifende historische Musik, die heute lediglich archäologisches Objekt sein könne? Der Einwand, daß der Gregorianische Gesang als liturgischer Gebrauchsgegenstand jenseits der Historie stehe, sei nicht schlüssig. Vielmehr sei gegenüber solcher Fragestellung zu bemerken, daß es Historismus sei, alle Kunst historisch zu relativieren. Unter den Melodien des Gregorianischen Gesangs befinden sich Kunstwerke von zeitloser Schönheit, die den Vergleich mit herausragenden Werken etwa der bildenden Kunst nicht zu scheuen brauchen. Die Geschichte des Umgangs mit dem Gregorianischen Gesang bis in die Gegenwart ist mit der wechselvollen Baugeschichte mittelalterlicher Basiliken vergleichbar. Freilich sollte man nicht leugnen, daß der Gregorianische Gesang die Praxis

heute vor Probleme stellt, und es würde der Sache kein Dienst geleistet, wenn man so tue, als ob es sie nicht gäbe. Eben das sei ein wesentlicher Grund dafür, daß man mit dem „Volkschoral“ so wenig vorangekommen sei: Man dürfe nicht Utopisches verlangen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, daß schließlich auch das, was möglich sei, als phantastisch angesehen werde.

Als Probleme des Gregorianischen Gesanges nannte der Vortragende 1. gerade den Charakter hoher Kunst, der großen Teilen des Repertoriums zukomme und zu dem der Zugang für den Durchschnittskirchenbesucher nicht leicht sei, zumal da keine ungebrochene Tradition mit dieser Kunst bestehe; 2. den Schwierigkeitsgrad der Proprien, die ihrer Herkunft nach Pontifikalmusik sind und unsere Kirchenchöre vor technische Probleme stellen, die sie meist nicht zu meistern imstande sind. Selbst bei bestem Willen werden mitunter Ergebnisse zustande gebracht, die keinesfalls zur Nachahmung ermuntern. Hücke verwies in diesem Zusammenhang auf die Ergebnisse einer Umfrage „Volkschoral in der Pfarrgemeinde“, die die Zeitschrift „Musik und Altar“ veranstaltet hat (12. Jhg., Heft 3 und 4; die Umfrage ist noch nicht abgeschlossen) und die interessante Aufschlüsse gibt. Der Vortragende verwies, 3., auf die Probleme, die sich nun einmal mit der Vortragsweise des Gregorianischen Gesanges verbinden. Es werde auch die Vortrags- und Rhythmuslehre mancherorts in einer Weise verkompliziert, die der Praxis alles andere als zuträglich sei. Schließlich müsse vermerkt werden, daß man den Eindruck habe, die Liturgiegeschichte und in ihrem Gefolge die liturgische Erneuerung sehe heute die Blüteepoche des Gregorianischen Gesangs, das Zeitalter der großen gregorianischen Kunstwerke, nicht gerade als die Epoche der Liturgiegeschichte an, auf die zurückzugreifen wünschenswert wäre. Vielmehr werde darauf hingewiesen, daß mit der Blütezeit des Gregorianischen Gesangs ein liturgischer Verfall einhergehe, und Erscheinungen wie die Kürzung der Psalmenverse zu den Responsorien der Messe, der Übergang der Kehrverse vom Volk auf die Schola und ihre musikalische Ausgestaltung seien Belege dafür.

Neben den großen Kunstwerken stehen im Gregorianischen Gesang aber auch Melodien, die Grundformen des Musizierens zugehören. Dazu gehören nicht nur Versikel, schlichte Rufe, sondern auch die Melodien der einfachen Meßordinarien, gewisse Liedmelodien aus dem Schatz der Offiziumsantiphonen. Der Referent verwies zum Vergleich auf gewisse Melodienmodelle, die in den verschiedensten Völkern und Kulturkreisen ähnlich wiederkehren und zuweilen unmittelbare Parallelen im Gregorianischen Repertorium haben. Die vorher ange deuteten Probleme stellten sich hier nicht; von hier aus müßte die Bemühung um den Volkschoral ansetzen, von hier aus ergebe sich auch das Verständnis für die größeren Formen, für die große Kunst im Gregorianischen Gesang. Die Chancen, die hier für den Volkschoral und für das Vertrautwerden mit dem Gregorianischen Gesang liegen, seien bei weitem noch nicht genutzt.

#### *Gründe für das Stagnieren des Gregorianischen Gesanges*

Die sehr lebhaft diskutierte Diskussion über den Vortrag gewann an Weite und Lebendigkeit durch die Teilnahme von Kirchenmusikern aus Österreich, der Schweiz, aus Frankreich und Holland. Als Ausgangspunkt der Diskussion

schälte sich alsbald die Frage heraus, warum die Wiederbelebung des Gregorianischen Gesangs in den letzten 50 Jahren trotz des Einsatzes von so viel Mühe und Idealismus sowenig vorangekommen sei. Es wurde vorgebracht, daß die Gründe dafür in erster Linie weder beim Choral noch beim Volk lägen, sondern 1. bei der kirchenmusikalischen Ausbildung des Klerus, 2. bei der Ausbildung unserer Kirchenmusiker und 3. in der Tatsache, daß vielerorts das Verständnis dafür fehle, welche große Bedeutung gerade im Zusammenhang mit Volkschoral und Gregorianischem Gesang einer würdigen und feierlichen Gestaltung des Gottesdienstes zukomme. Gerade wenn es der Priester verstehe, dem Volkschoralamt den Charakter echter Feierlichkeit zu geben, würde das Volk eine solche Meßfeier schnell lieb gewinnen. Die kirchenmusikalische Ausbildung des Klerus sei auch heute noch und trotz aller päpstlichen Vorschriften weithin ungenügend, sie sei auf die Dauer unumgängliche Voraussetzung für jede gedeihliche Volkschoralarbeit auf dem Lande draußen. Aber auch die Ausbildung unserer Kirchenmusiker gerade hinsichtlich des Gregorianischen Gesangs liege vielerorts noch im argen. Es dürfe nicht sein, daß beim Kirchenmusikstudium der Gregorianische Gesang nicht mehr als ein mehr oder weniger lästiges Pflichtfach sei. Wenn der Kirchenmusiker selbst kein richtiges Verhältnis zum Gregorianischen Gesang habe, könne er es auch der Gemeinde nicht mitteilen. In diesem Zusammenhang wurde auch darauf verwiesen, daß die liturgische Ausbildung der Kirchenmusiker sich nicht auf eine Unterweisung über den Aufbau des Kirchenjahrs und den der heiligen Messe beschränken dürfe. Vielmehr müsse den Kirchenmusikern ein Gefühl für die Liturgie, für Liturgisches und liturgisch Unmögliches vermittelt werden. Dann könne es nicht vorkommen, daß die Feier der heiligen Messe in so unmöglicher Art und Weise mit Orgelspiel und mit unangemessenen Liedern begleitet werde, wie das vielerorts immer noch der Fall ist. Daß sogar manche neue Gesangbücher und Handbücher zur Liedauswahl für den Organisten mitunter einen erstaunlichen Mangel an liturgischem Gefühl vermissen lassen, sei geradezu alarmierend. Ferner wurde es als besonders wichtig bezeichnet, daß der liturgische Unterricht der Kirchenmusiker sich nicht auf das Hochamt beschränke. Es sei eine dringende Aufgabe der kirchlichen Behörden, sich des liturgischen Unterrichts an den Kirchenmusikabteilungen der Musikhochschulen und Konservatorien anzunehmen, von seiten der Hochschulen selbst könne man nicht ohne weiteres die Initiative dazu verlangen.

Von größter Wichtigkeit sei es weiterhin, daß die kirchlichen Behörden sich dem Problem der Ausbildung von nebenamtlichen Kirchenmusikern zuwenden. Es sei nicht zu verantworten, dieses Problem allein den Pfarrern aufzuladen. Die Einrichtung von Fortbildungskursen für nebenamtliche Kirchenmusiker sei überall erforderlich. Die Zahl der hauptamtlichen Kirchenmusiker sei noch viel zu gering. Wo die Anstellung eines hauptamtlichen Kirchenmusikers nicht möglich sei, bestünde doch oft die Möglichkeit, daß mehrere Gemeinden zusammen einen Kirchenmusiker anstellen, der gleichzeitig für die Weiterbildung der nebenamtlichen Kirchenmusiker etwa im Rahmen des Dekanats Sorge zu tragen hätte, durch vorbildliche Arbeit beispielhaft wirken und auf mannigfache Art (z. B. dadurch, daß er die Kirchenchöre mitunter zu gemeinsamer Probe zusammenfaßt und daß er sich mit den nebenamtlichen Kirchenmusikern im Kirchenmusik-

dienst an den verschiedenen Kirchen abwechselt) die Kirchenmusik eines größeren Bezirks befruchten könnte. Was nun die Arbeit mit dem Gregorianischen Gesang selbst betrifft, so ergab sich in der Diskussion schnell, daß die Voraussetzungen für das Ordinarium und für das Proprium völlig verschieden sind. Das Ordinarium bietet im Grunde wenig Probleme. Wichtig ist nur, daß die Arbeit mit geeigneten Stücken beginnt und nicht über gewisse Grenzen hinausgeht. Es wurde darauf hingewiesen, daß schon die Apostolische Konstitution *Divini cultus sanctitatem* Pius' XI. von 1928 ermahnt, der Gregorianische Gesang solle beim Volke wieder eingeführt werden, soweit er für das Volk in Betracht komme; viele Mißerfolge mit dem Volkschoral seien in der Nichtbeachtung dieser Mahnung begründet. Gegenüber dem Einwand, das Volk singe lieber Stücke wie die der VIII. Messe „de angelis“ als etwa das Kyrie XVI, wurde auf Erfahrungen verwiesen, daß das Volk gerade ein solches litaneihafte Kyrie gern singe, wenn es ihm in einer lebendigen, zügigen Art und Weise vertraut gemacht worden sei. Dann werde das Kyrie schnell ebenso selbstverständlich genommen wie die Antworten auf das „Dominus vobiscum“ oder bei der Präfation. Das Choralkyrie gehöre eigentlich auch in jedes Deutsche Amt nach dem Eingangslied. Von Kyrie, Sanktus und Agnus ausgehend, sei dann der Weg zu Gloria XV und Credo II nicht schwer. Ungleich größer sind die Probleme beim Proprium. Es gehe nicht an, zu sagen, der Gregorianische Gesang sei der offizielle Gesang der Kirche und es komme nicht darauf an, wie er gesungen, sondern darauf, daß er aus dem Herzen gesungen würde. Daß gut gesungen werde, sei beim Gregorianischen Gesang wie bei jedem kirchenmusikalischen Musizieren unbedingte und grundlegende Forderung. Auch dürfe die Aufmerksamkeit des Chors nicht durch die technischen Schwierigkeiten einer Musik so in Anspruch genommen werden, daß er gar nicht zum Wesentlichen vorstoße. Es sei doch daran festzuhalten, daß es beim Beten nicht auf das Gebet, daß es bei der Kirchenmusik nicht auf das Stück, sondern auf die Meinung ankomme.

Erfahrungsberichte zeigen, daß selbst eine gute Schola bei reichlichen Probemöglichkeiten, wie sie den Kirchenchören im allgemeinen gar nicht zur Verfügung stehen, kaum imstande ist, an jedem Sonn- und Feiertag das Proprium zu singen. Die meisten Chöre werden also nicht in der Lage sein, allsonntäglich das Proprium zu singen. Deshalb sei es wichtig, daß man sich von vorneherein auf das Mögliche beschränkt. Im übrigen wurde betont, daß auch vom rein musikalischen und chorerzieherischen Standpunkt aus eine regelmäßige Beschäftigung der Kirchenchöre mit dem Gregorianischen Gesang wünschenswert, wenn nicht notwendig ist. Ein Chor, der nicht Choral singen könne, könne auch andere Musik nicht gut singen.

#### *Die Psalmen als Volksgesang*

P. Gelineau SJ führte zu Beginn seines Vortrags „Die Psalmen als Gesang des christlichen Volkes“ aus, daß die Liturgie von ihrem Wesen her den Psalmengesang des Volkes verlange. Seit dem 7. Jahrhundert ist die im Frühchristentum so lebendige Psalmodie des Volkes verlorengegangen. Will man allzu ritualisiertes liturgisches Leben wiederherstellen und dem Volke wieder sprechende Symbole der Mysterien des Glaubens geben, so ist es notwendig, auf das zurückzugehen, was die Kirche wollte, als

sie ihre Riten schuf, und wie sie es tat. Dann wäre es möglich, das auf unsere Art neu zu schaffen, was sie nicht aufgehört, uns in ihren dauernden liturgischen Einrichtungen vorzulegen.

Die grundlegenden Bedingungen einer volkstümlichen Psalmodie sind nach Gelineau: 1. Rückkehr zur alten Vortragsweise, bei der das Volk den Psalm hört und durch einen Kehrsvers einstimmt; 2. eine entsprechende Abstimmung zwischen Psalmodie und Kult. Die Psalmodie hat ihren Platz nach der Lesung, zur Prozession, in der Vigil, und die alte Vortragsweise entspricht der jeweiligen liturgischen Funktion des Psalms; 3. eine genaue Übersetzung, der gegenüber Paraphrasen nur von zweitrangiger Bedeutung sein können; 4. das rhythmische Rezitativ, das den Psalmversen zukommt. Der heutige Iso-Syllabismus der lateinischen Psalmodie ist nur bei einer toten Sprache möglich; 5. der Dienstcharakter der Musik. Die Musik muß Dienerin des Wortes sein. Die Liturgie kann nicht der Kunst und nicht der Musik entbehren. Aber die melodische Entfaltung muß mit dem Ritus im Einklang stehen, und beim Vortrag der Psalmen als des Wortes Gottes kann die Musik nicht größer sein, als wenn sie völlig hinter dem heiligen Text zurücktritt. Ferner sind, 6., die Kehrsverse des Volkes von entscheidender Bedeutung, und 7. muß die musikalische Sprache der Psalmodie bezüglich ihrer technischen Schwierigkeiten den gegebenen Voraussetzungen entsprechen, sie muß sakral und kirchlich sein und zum Gebet sammeln.

Das Volk in die Schrift einzuweihen und ihm eine christliche Katechese der Psalmen zu vermitteln, gehört zu den dringenden Aufgaben der liturgischen Pastoral. Die Psalmen der Liturgie sind nicht mehr das Beten oder Dank sagen der Juden vor 2500 Jahren, in den Psalmen richtet heute die Kirche ihre Bitten und ihr Lob an Christus. Im Psalter erkennt die Liturgie die Stimme Christi, des menschengewordenen Wortes, oder aber die Stimme der Kirche, der Braut Christi.

#### *Erfahrungen mit der deutschen Psalmodie*

In seinem Bericht über eine neue Psalmodie in deutscher Sprache gab Domkapellmeister Quack zunächst einen Überblick über die Geschichte des volkssprachlichen Psalmensingens in Deutschland. Die Anfänge des kirchlichen Volksgesanges in Deutschland setzen an anderer Stelle an; das Mittelalter hat weder eine deutsche Psalmodie noch liedhafte Psalmparaphrasen gekannt. Erst unter dem Einfluß Luthers und des französischen Psalters von Marot und Beza (1562) zeigen sich auch auf katholischer Seite Bestrebungen, den Psalter für den Volksgesang zu erschließen. Dabei werden drei Wege gegangen: 1. Psalmenübersetzungen in Prosa, die auf die gregorianischen oder neuen Psalmtöne gesungen werden; 2. Paraphrasen in Form von Psalmliedern; 3. gereimte Parodien, die auf die alten Psalmtöne gesungen werden. Die Psalmlieder wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts von rationalistisch-pietistischen Erbauungsliedern aus den Gesangbüchern verdrängt, die Psalmparodien sind eine Schöpfung der Aufklärungszeit; sie haben Eingang in die meisten Gesangbücher des 19. Jahrhunderts gefunden und sich in einigen Diözesangesangbüchern bis heute gehalten („Wessenbergpsalter“).

Die liturgische Bewegung der letzten Jahrzehnte hat über dem Beten und Singen mit der Kirche nicht nur in der Messe, sondern auch im Stundengebet, in Vesper und

Komplet das Bedürfnis geweckt, die Psalmen in deutscher Sprache zu singen. Von vielen Institutionen und Einzelpersonen, die sich um deutschen Psalmengesang bemühen, sind insbesondere das Oratorium Leipzig und die Benediktiner von Grüssau zu nennen. Eine autorisierte Gruppe von Fachleuten bemüht sich um die Singbarmachung der Psalmenübersetzung von Romano Guardini nach gregorianischen Melodien. Allenthalben werden jedoch Bedenken gegen eine deutsche Gregorianik laut. Es wird versucht, die Antiphonen durch liedhafte Rufe oder Bruchstücke von Liedmelodien zu ersetzen und den Psalm vorbeten zu lassen. Aber abgesehen davon, daß gesprochenes und gesungenes Wort dabei nicht zu einer Einheit verschmelzen, sind auch die Antiphonen, wo sie aus dem Zusammenhang genommene Bruchstücke von Liedern oder abgewandelte Liedphrasen darstellen, musikalisch fragwürdig.

Großes Aufsehen erregte auch in Deutschland die an die urkirchliche Praxis responsorialen Singens anknüpfende französische Psalmodie von P. Gelineau. Versuche, sie ins Deutsche zu übertragen, erweisen sich nicht als lebensfähig, da sie der deutschen Sprache nicht gerecht werden. Die neue Psalmodie in deutscher Sprache, mit der der Vortragende bekannt machte, verdankt der französischen Psalmodie P. Gelineaus manche Anregung, geht jedoch andere Wege. Ihre erste Voraussetzung war eine getreue Übersetzung, die von vorneherein die Bedürfnisse des Singens und Hörens beachtet, im Wortklang und Rhythmus auf das Singen hin angelegt und vor der Endredaktion mit einem Kreis musikalischer Fachleute durchberaten wurde. Sie wurde von Dr. Arnold M. Goldberg geschaffen. Die musikalische Anlage ergibt sich vom Psalm selbst und von seiner Funktion im Gottesdienste her. Die Psalmen gliedern sich ihrem Inhalt nach in unsymmetrische Strophen; diese werden durch einen Vorsänger oder durch den Chor formelhaft-rezitativisch vorgetragen und von einem Kehrvers des Volkes beantwortet, der liedhafte Gestalt hat. Jedem Psalm sind mehrere Kehrverse beigegeben, so daß er für verschiedene Gelegenheiten paßt. Grundsatz ist, daß die Psalmen von einem Vorsänger und der Gemeinde gesungen werden können, daß aber auch der Chor und die Orgel in verschiedener Weise am Vortrag beteiligt werden können, so daß die Psalmodie unter den verschiedenartigsten Verhältnissen ausgeführt werden kann. Die Kehrverse müssen leicht auffaßbar sein. Die Psalmstrophen gehen nach typischen „Tönen“. Das Prinzip lautet: rhythmischer Sprechgesang auf einem Rezitationston, der von Zeile zu Zeile wechseln kann, mit melodischer Interpunktion. Der Vortrag der Strophen ist also nicht iso-syllabisch, sondern geschieht in einem durchnotierten, stilisierten Sprechrhythmus zugunsten einer profilierten Deklamation. Der Chor kann an die Stelle des Vorsängers treten, dabei führt die Grundbedingung nach Verständlichkeit des Textes zu homophoner Satzweise oder entfalteter Einstimmigkeit. Der Satz hält sich von der traditionellen Funktionsharmonik fern, bietet aber keine großen technischen Schwierigkeiten. Durch Wechsel der Strophen zwischen Vorsänger und Chor, Verlegung des cantus firmus in verschiedene Stimmen, mehrstimmige Chorrufe zwischen den vom Kantor vorgesungenen Zeilen und Überchor zum Kehrvers ergeben sich weitere Möglichkeiten. Die neue Psalmodie ist die Frucht einer mehrjährigen Arbeitsgemeinschaft. Die Grundlinien wurden in gemeinsamer Beratung und Versuchen erarbeitet, die einzelnen Mitarbeiter waren immer wieder gegen-

seitiger Kritik und Anregung unterworfen. Die Psalmodie soll ein Versuch sein, die Psalmen wieder für den Gesang des Volkes zu erschließen, den Gottesdienst zu verlebendigen und der Verbindung von Chor- und Gemeindegesang neue Wege zu weisen. Die neue Psalmodie erscheint unter dem Titel „Neues Psalmenbuch“ (Christophorus Verlag, Freiburg i. Br.) in zwei Ausgaben: eine Ausgabe für das Volk in Form eines Heftes enthält die Psalmentexte, die Kehrverse mit ihren Melodien, eine Einführung in die Psalmen und in ihren liturgischen Gebrauch sowie liturgische Verwendungstabellen. Eine Chor- und Orgelausgabe erscheint in Einzelblättern. Die erste Folge umfaßt etwa 25 Psalmen.

#### *Probleme des evangelischen Kirchengesanges*

Auch für die katholischen Teilnehmer waren die beiden Vorträge der Abteilung „Evangelische Kirchenmusik“ über Gegenwartsprobleme der Musik im Hauptgottesdienst und im Stundengebet der lutherischen Kirche von Karl Ferdinand Müller, dem Direktor der Landeskirchenmusikschule Hannover, von hohem Interesse. Es war überraschend, zu sehen, wie sehr auf beiden Seiten gleiche Probleme eine Rolle spielen. Das gilt nicht zuletzt für das Problem der Psalmodie in deutscher Sprache: Der lutherische Gottesdienst kennt keine Meßpsalmodie, dafür steht entweder das Lied oder die Propriumsmotette bereit. Für das Ordinarium sind noch von der Reformationszeit her Chormelodien im Gebrauch, aber auch Ordinariumslieder. Das Folgen eines Liedes auf das andere ist unerträglich und wird immer mehr als eine musikalische Verarmung empfunden. Der evangelische Gottesdienst leidet unter seiner „Verliederung“. Da außerdem auch in der evangelischen Kirche das Stundengebet (Mette und Komplet) wiedergewonnen wird, kam es zu verschiedenen Ansätzen einer volkssprachlichen Psalmodie, die sich meist an die Gregorianik anlehnen. Die Probleme, die damit verbunden sind, dürfen nicht dazu führen, diese Bemühungen aufzugeben. Aufschlußreich war für die katholischen Zuhörer auch die Bemerkung Müllers, daß die große Zeit der liturgischen Bewegung auch in der evangelischen Kirche zu Ende sei. Statt dessen zeichne sich heute eine Strömung ab, die mit den Begriffen „Rationalismus“ und „Neupietismus“ zu umschreiben sei. Überraschend war ferner seine Feststellung, daß Christmette und Osternachtsfeier im evangelischen Gottesdienst große Bedeutung gewonnen haben. In Hannover hätten in diesem Jahr in etwa 25 evangelischen Gemeinden Osternachtsfeiern stattgefunden.

#### *Das Gespräch zwischen Katholiken und evangelischen Christen*

Die Diskussion im Anschluß an den Vortrag von Domkapellmeister Quack und die Vorführung von Bandaufnahmen mit Beispielen der neuen Psalmodie setzte sich zunächst noch einmal mit der deutschen Gregorianik auseinander; die evangelischen Gottesdienste im Rahmen der Tagung (Metten und Komplet in der Form nach Alpirsbach und in der lutherischen Form) forderten dazu heraus. Nicht zuletzt von daher ist denn auch zu verstehen, was den Diskussionsteilnehmern zunächst überraschend, ja irgendwie grotesk erschien: Die evangelischen

Teilnehmer erwiesen sich gegenüber den Katholiken als Anwälte einer deutschen Gregorianik. Während man sich damit und mit der Feier von Metten und Laudes an monastisch-mittelalterliche Tradition anlehnte, beriefen sich die Katholiken mit ihrer responsorialen Psalmodie und ihrer Vigilfeier auf frühchristliche Formen! Auf katholischer Seite wurde festgestellt, daß man über die Versuche mit einer deutschen Gregorianik eigentlich hinaus sei; diese Versuche hätten sich über enge Zirkel hinaus nicht halten können, sie hätten notwendigerweise immer etwas Künstliches und Kunsthandwerkliches, trügen stets den Stempel der Kopie. Demgegenüber wurde von evangelischer Seite auf die „Stille“ und die „Entrücktheit“ des Gregorianischen Gesanges hingewiesen, daß er Jahrhunderte durch „gehalten“ hätte und daß man für den Kult nichts Neues schaffen sollte, von dem es nicht sicher sei, daß es nicht binnen kurzer Zeit verbraucht und abgelesen sei. Entspringe die Stille und Entrücktheit des Gregorianischen Gesanges, so wurde erwidert, aber nicht einer idealisierten Vorstellung vom Gregorianischen Gesang, die auf das 19. Jahrhundert zurückgehe? Und sei der Gregorianische Gesang nicht selbst in Jahrhunderten geworden, sei es nicht falsch, wenn man seine Entwicklung in einer merkwürdigen perspektivischen Verkürzung, wenn man das ganze Repertorium als ein Opus ansehe? Gäbe es nicht in der Überlieferung des Gregorianischen Gesanges seit dem Mittelalter bis heute tiefe Traditionsbrüche, etwa hinsichtlich der Vortragsweise? Wieviel habe eigentlich der Gregorianische Gesang heute noch mit dem vor 1000 Jahren gemeinsam? Und sei die Forderung, für

Jahrhunderte zu schaffen, nicht unbillig? Spreche sich darin nicht eine spezifische Krankheit unserer Zeit aus?

An der von Domkapellmeister Quack vorgeführten neuen Psalmodie wurde in der Diskussion vor allem hervorgehoben, daß das Volk dabei auf eine leicht zu verwirklichende und lebendige Art beteiligt werde, daß es gelungen sei, eine lebendige Art und Weise des Psalmvortrags zu entwickeln und daß der Gesang des ganzen Psalms wiedergewonnen werde, daß der Text bei solcher Vortragsweise unmittelbar auffaßbar und verständlich sei. Die Vielfalt der Darbietungsmöglichkeiten erlaube, geradezu von „Mehrzweckpsalmodie“ zu sprechen, und es sei nicht zu unterschätzen, daß diese Psalmodie ob ihrer reichen Möglichkeiten auch für den Kirchenmusiker und für den Komponisten ausgesprochen „attraktiv“ sei. In einer Vigilfeier zum Feste der Allerheiligsten Dreifaltigkeit in der St.-Elisabeth-Kirche in Darmstadt sang der Domchor Speyer unter Leitung von Domkapellmeister Quack die Psalmen 95, 94, 99 und 116, die Kehrverse waren vorher innerhalb von wenigen Minuten mit dem Volk einstudiert worden. Diese Bewährungsprobe der neuen Psalmodie war außerordentlich eindrucksvoll. Als weitere katholische Gottesdienste fanden ein Deutsches Hochamt und ein Choralamt statt, in dem das Volk ein einfaches Ordinarium sang und die Choralchola des humanistischen Gymnasiums Ingolstadt unter Leitung von Studienrat Alfred Reichling zeigte, welche Möglichkeiten vorbildlicher Kirchenmusik sich im Rahmen einer höheren Schule unter Leitung eines geschickten und zielbewußten Musikerziehers ergeben.

## Aktuelle Zeitschriftenschau

### Theologie

BOSIO, G., SJ. *Produzione artificiale della vita e problematica religiosa*. In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2640 (18. Juni 1960) S. 561—573.

Die Erwartung der Möglichkeit synthetischer Herstellung des Lebens wird immer wieder durch Meldungen aus der Biochemie angeregt und gibt zu überspannten, nicht selten auch weltanschaulichen Kombinationen Anlaß. Bosio zeigt hier 1. den Stand und die Per- bzw. Prospektiven der Forschung, 2. die vor allem interessierenden theologischen Konsequenzen einer generatio spontanea aequivoca, mit der ja schon Aristoteles und Thomas gerednet haben. Sie widerlegt weder per se den Vitalismus zugunsten des cartesianischen Mechanismus noch viel weniger die Schöpfung der ersten Lebewesen.

BRIEN, André. *La gloire dans la vie chrétienne*. In: Christus. Cahiers spirituels Bd. 7 Nr. 27 (Juli 1960) S. 329—341.

Der Aufsatz ist ein Essay zur Theologie des christlichen Selbstbewußtseins, des Ruhmens in Christus. Damit gehört er zu jenen Themen, die unter der Voraussetzung gründlicher bibeltheologischer Vorarbeit — wie hier — der Bemühung um mehr Fleisch und Blut in unserer Verkündigung wirklich dienen. In diesem Zusammenhang sei darauf aufmerksam gemacht, daß die asketische Zeitschriftenliteratur zunehmend sich auf die Spiritualität des Menschen in der Welt einstellt und für die Predigt an Bedeutung immer mehr gewinnt.

GRASSO, Domenico, SJ. *Turismo e Pastorale*. In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2640 (18. Juni 1960) S. 574—587.

An diesem Aufsatz, der die bekannten pastoraltheologischen Gesichtspunkte des modernen Wochenend- und Ferientourismus diskutiert, interessiert vor allem, was der Verfasser über die Chance der Begegnung zwischen Priestern und der Religion entfremdeten Touristen berichtet. Er erzählt da von erstaunlichen Erfolgen des P. Giovanni Arrighi OP in San Remo, Cortina d'Ampezzo und anderen mondänen Ferienorten. Ferienreisen können demnach auch verschüttete Quellen wieder auftrun, und die missionarische Seelsorge muß darauf aufmerksam werden.

LYNCH, John J., SJ. *Notes on Moral Theology*. In: Theological Studies. Vol. 21 Nr. 2 (Juni 1960) S. 221—249.

Der bekannte Überblick der „Theological Studies“ über Einzelarbeiten zu moraltheologischen Einzelfragen (in der Mehrzahl aus dem englischen Sprachraum, unter Herbeiziehung auch einiger französischer und italienischer Literatur) reicht zeitlich von Juli bis Dezember 1959. Der Bericht bespricht in vier Kapiteln die Mäßigkeit (Nikotinmißbrauch, Alkoholismus, Sexualität), Fragen der Geburtenbeschränkung, Fragen der Medizin (Abtreibung, Experimente an Menschen, kosmetische Chirurgie usw.) und Sakramentenspendung (Taufe, Sterbesakramente, Messe).

MEISNER, Helmut. *Kirche und Glaubensnot*. In: Begegnung Jhg. 15 Heft 7/8 (Juli/August 1960) S. 107—115.

Der Untertitel des Beitrages lautet: Kann die Kirche heute Menschen gewinnen? Meisner zeichnet mit wenigen kräftigen Strichen die Situation, in der heute die praktische Seelsorge steht. Sie ist nur dann als hoffnungslos zu bezeichnen, wenn der Wille nicht bestünde, von alten, unwirksam gewordenen Pastoralmethoden abzugehen. Die neuen Formen, über die Meisner aus eigener Erfahrung eingehend berichtet, zielen alle nicht direkt auf Glaubensgewinnung ab, sondern versuchen Bedürfnissen und Erwartungen des modernen Großstadtmenschen entgegenzukommen. Die Begegnung von Seelsorge und indifferentem Menschen liegen — das zeigen alle Erfahrungen der Telefonseelsorge und der „Offenen Türen“ — im ethischen Bereich, in der Bewältigung von Lebensfragen, in vorreligiösen Fragen also, die aber fast immer unmittelbar dem Glauben benachbart sind. Diese neuen Formen indirekter Seelsorge sind alle individual-pastoral.

NICOLAS, J.-H., OP. *Dien exauce-t-il les pêcheurs?* In: La Vie spirituelle Jhg. 42 Nr. 463 (Juli 1960) S. 33—46.

Die vielzitierte Entchristlichung in unseren eigenen Reihen ist wohl in der Mehrzahl der Fälle noch nicht Glaubensverlust, sondern eher ein Verlust der Hoffnung, der aus der Kapitulation vor der Sünde resultiert. In diesen Fällen kommt der Aufruf zur radikalen Metanoia oft nicht an, z. B. in den aussichtslosen Ehefällen. Dann stellt sich dem Seelsorger für seine Verkündigung die obige Frage, die hier theologisch gut behandelt wird. So reiht sich dieser Aufsatz ein als Beitrag zu einer quaestio, die zu diskutieren für die Pastoraltheologie, ja man möchte sagen, für das Konzil es höchste Zeit ist.

*Technische Werte und Seelsorge*. Sammelheft von Anima Jhg. 15 Heft 2 (1960) S. 97—180.

Das Bemühen dieses wiederum durch viele wertvolle Anregungen ausgezeichneten Heftes gilt — wie Schriftleiter F. X. v. Hornstein schreibt — „der Aufhellung der Beziehungen zwischen dem Hirtenamt und der technischen und wirtschaftlichen Mentalität“. Unter diesem Gesichtspunkt sind die Ausführungen Hornsteins — sowohl seine Einleitung wie sein Beitrag „Seelsorge im Zeitalter der Technik“ — besonders erwähnenswert. Die Frage ist: Wie können die heute recht unterschiedlich erscheinenden Werte des Irdischen und des Übernatürlichen in Übereinstimmung gebracht werden? Dieser von jedem Gläubigen zu leistenden Aufgabe müsse die Seelsorge sekundieren. In der Praxis bedeute das, daß viele Vorurteile und falsche Einstellungen von ihr aufzugeben seien: das ausschließliche Behütewollen der Pfarrgläubigen, so daß die Außenstehenden nicht mehr vom Hirtenamt erfaßt würden. Der Priester könne diese Hilfe nur geben, wenn er Zugang zum Menschen im technischen Raum gefunden hat. Hier liegen die eigentlichen Schwierigkeiten. Noch herrsche zuviel Anmaßung, Arroganz gegen den Menschen aus der technischen Welt. Die Erziehung des Priesters berücksichtige die Erfordernisse des Seelsorgers im technischen Raum fast überhaupt nicht. Erst wenn er demütig die Menschen dieser Welt sucht und sie versteht, kann er wirksam verkündigen.